



Jonathan Monk, „The Little Things make all the Difference“, 2000/2001, Collage, je 18 x 24 cm, Courtesy Meyer Riegger Galerie, Karlsruhe

Das Wertesystem „Kunst“ hinterfragt der englische Künstler Jonathan Monk durch subtiles Aufbrechen von determinierten „Erwartungen“: Wie ein Kicker durch die einfache Hinwegnahme des Objektes seiner

professionellen Begierde – das simple Ausschneiden des Fußballs und das Positionieren in ein anderes Bildfeld – vom Erhabenen ins Lächerliche gepusht wird, so werden die Wert(schöpfungs)systeme allgemein hinterfragt, befreit und erweitert: Kunst als die Kreation eines Raumes von Freiheit, als Erlaubnis und Aufforderung zu freien Gedanken und Ideen, die – einem Fußball gleich – herumgespielt werden können ...

„The Little Things make All the Difference“

Jonathan Monk im Gespräch mit Alois Kölbl und Johannes Rauchenberger

Jonathan Monk

Geb. 1969 in Leicester, England. Lebt und arbeitet in Berlin und Palermo. Einzelausstellungen u. a. in Kopenhagen (Galerie Nicolai Wallner), Paris (Galerie Yvon Lambert u. Centre Pompidou), Esslingen (Villa Merkel), New York (Casey Kaplan Gallery), London (Lisson Gallery), Graz (Kunstverein). Beteiligung u. a. an „Sport in der zeitgenössischen Kunst“, Kunsthalle Nürnberg, 2. Berlin Biennale, „Tableaux Vivants“, Kunsthalle Wien.

k.u.k.: Um mit einer biografischen Anekdote zu beginnen: Du hast uns erzählt, dass du womöglich ein Profi-Fußballer geworden wärest, wenn da nicht der sonntägliche Kirchgang statt des Trainings gewesen wäre ...

Monk: Reines Wunschdenken! Das Feld der Träume, der „Heilige Rasen“ war nichts für mich. Ich war einfach zu schlecht! Die Story lässt es lediglich zu, meinen Vater und die Kirche zu beschuldigen und von meinen mangelhaften Fähigkeiten abzulenken. „Jesus saves“ –, und ich lande eben einen Treffer mit meinem Scheitern.

k.u.k.: Warum eigentlich Fußball?

M.: Meine Liebe zum Fußball begann, noch ehe ein Dream-Team im Fernsehen vermarktet wurde. Ich begann mit dem Spielen, mit dem Zuschauen fing ich erst an, als meine Eltern einen Fernsehapparat bekamen. Ich zog es allerdings vor, gemeinsam mit meinem Vater, meine Mannschaft spielen zu sehen, wenn auch nur samstags. Wir gewannen, wir verloren, wir hofften auf ein Zeichen ... und am Ende der Saison stiegen wir immer ab. Meine Mannschaft ist nicht sehr gut, hat kein Geld, aber gelegentlich schlägt sie die reichen Teams – die nur singen, wenn sie gewinnen. Aus diesem Grund liebe ich Fußball!



Jonathan Monk, „The Little Things make all the Difference“, 2000/2001, Collage, je 18 x 24 cm, Courtesy Meyer Riegger Galerie, Karlsruhe

k.u.k.: In deiner Serie: „The Little things Make All the Difference“ verwendest du Fotografien von Fußballspielern aus der Zeitung. Du schneidest den Ball aus, der gerade am Fußballfeld heiß umkämpft wird, und platzierst ihn einfach an einem anderen Ort im Bild. So wird der „Held“ vom Erhabenen ins Lächerliche gepusht ...

M.: Helden? Die kleinen Dinge machen den Unterschied. Man braucht nur ein bisschen Glück und die Pechstrahlen wenden sich.

Ich brauche den Ball nur ein wenig zu bewegen und verändere den Spielstand und entscheide somit über ein misslungenes oder geglücktes Fußballwochenende der Fans. Der Stürmer verfehlt das leere Tor, der Ball rutscht dem Tormann durch die Finger – und das alles mit einem scharfen Messer und etwas Klebeband hergestellt. In den Bildern wirken alle Spiele so perfekt, in der Realität ist das alles ganz anders!

k.u.k.: Du rekonstruierst historische Kunstwerke, um deren Wert und ihre Bedeutung als Kunstwerk zu reflektieren (z. B. in „Small Fires Burnings“). Du arbeitest mit Erwartungshaltungen, die du als dein künstlerisches Material verwendest. Aber Du brichst die großen Welt-erwartungen der Kunst wie bei deinen Bildern der Fußballspieler ...

M.: Große Erwartungen ... Was hast du erwartet? Wahrscheinlich das Unerwartete!

Es beläuft sich alles auf das Gleiche. Ich mache, was ich mache, und das ist nicht immer so strategisch durchdacht. Wenn du etwas für möglich hältst, so ist es das wahrscheinlich auch.

Ich denke dass sich die Performance meiner Fußballmannschaft in meiner Arbeit widerspiegelt. Wenn sie gewinnen scheint alles besser zu sein und vice versa. Nutzen und Wert sind nicht ganz dasselbe, sowohl in der Kunst als auch im Fußball. Manchmal macht weder das eine noch das andere Sinn.

k.u.k.: Bilder des Sports spielen einen integrativen Teil in unserer von Massenmedien dominierten Welt. Sie beeinflussen unsere Art der Wahrnehmung. In einer Arbeit mit dem amerikanischen Künstler Otto Berchem hast du die Kamera-Perspektive umgedreht und euch selbst während des Fußball-Schauens gefilmt, um zu zeigen, wie Bilder funktionieren. Kannst Du uns darüber mehr erzählen?

M.: „Couch“ imitiert Andy Warhol's gleichnamigen Film (Couch, 1964). Anstelle eines Wechselspiels von nacktem Fleisch fängt unser Film das Spiel des Tages in der Umkehrung ein. Halbzeitanalyse vom Lehnstuhl aus, ein typisch britischer Zeitvertreib.

Unsere Gesten stellen den Spielverlauf nach, wir zeigen auf den Bildschirm, Ungläubigkeit steht uns ins Gesicht geschrieben. Wie konnte er da nur danebenschießen?



Jonathan Monk, „The Little Things make all the Difference“, 2000/2001, Courtesy Meyer Riegger Galerie, Karlsruhe

k.u.k.: Ein Kritiker behauptete einmal über deine Arbeit, dass du weniger an der Destruktion sozialer Codierungen interessiert wärest, als vielmehr daran, in humorvollen Annäherungen Freiräume zu schaffen, in denen soziale Verbindlichkeiten neu angedacht werden können. Wie siehst du dies?

M.: Freiraum? Das ist nicht so sehr eine bewusste Entscheidung. Den meisten Künstlern gefällt es, einen Raum für Gedanken und Ideen zu erschaffen – das macht unsere Arbeit aus. Gerade Humor birgt die Chance für das langsame Entstehen von Ideen, ohne deshalb unbedingt eine davon realisieren zu müssen. Eine Komödie ist eine ernsthafte Angelegenheit.

k.u.k.: Fußball ist, wie überhaupt jede Art von Sport, voll von akzeptierten Regeln. Aber du spielst dein eigenes Spiel als Künstler in Deinen Bildern, die ihre eigene Kraft in der Dialektik von Regel und Verweigerung, von Ordnung und Wiederbesetzung entwickeln. Dies scheint uns ein wichtiges subkutanes Konzept zum Verständnis deiner Kunst zu sein. Richtig?

M.: Als Künstler macht man sich seine Regeln selbst, und manchmal ist es mühsam außerhalb dieser zu spielen. Ich habe versucht, für mich eine Situation zu konstruieren, welche mir die Gelegenheit bietet, tun und lassen zu können was immer ich möchte. Ich halte mich zwar nicht immer an diese Regeln, trotzdem arbeite ich immer um sie herum. Wenn Künstler sich in guten Positionen befinden, können sie den Spielverlauf vorgeben. Sofern Fouls begangen werden, ist es notwendig, Leute aus dem Spiel

oder auf die Ersatzbank zu schicken. Fehler haben immer neue Ideen zur Folge etc.

k.u.k.: Wie wichtig ist Ironie als eine künstlerische Strategie für dich?

M.: Ironie ... Ich bin mir nicht sicher was ihr darunter versteht? Es ist ein Prinzip, das ich beizeiten völlig unabhängig anwende. Manchmal bin ich mir nicht sicher, wo sie beginnt und wo sie endet. Es kann zur Gewohnheit werden, nicht immer versuche ich lustig zu sein. Wenn du fähig bist, etwas Ernstes mit einem Lächeln zu sagen, wirst du sicher gewinnen.



Otto Berchem, Coach 1996, Videostill